

Muul, nicht Mund! : Die Ansicht eines Berners

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **26 (1942)**

Heft 2

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419870>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wenn das so weitergeht, so wird auch unsere Sprache unter die Kriegsbeschädigten zu zählen sein.

Und was ist „die Moral“ von dieser Geschichte? Immer die alte und längst langweilige: daß Gefühl, Herz und Sinn für unser gutes Deutsch noch nicht immer stärker sind als das Vergnügen an fremdem Zeug. (nach dem „Bund“)

Ernst Schürch.

Muul, nicht Mund!

Die Ansicht eines Berners.*

Sicherlich gibt es im ganzen Kanton Bern deutscher Zunge nirgends einen Zahnarzt, der befürchten müßte, daß die meisten seiner Patienten und fast alle seine Patientinnen ihm den Gebrauch des Wortes „Muul“ übelnähmen. Vielmehr klänge die Aufforderung: „Machet bitte dr Mund uf!“ wohl nahezu allen deutschsprachigen Bernern und Bernerinnen ungewohnt und irgendwie störend. Denn das Wort „Mund“ kommt nun einmal für sich allein im heutigen lebendigen Berndeutsch nicht mehr vor, falls es überhaupt jemals allgemein gebräuchlich war. Einzig in neugebildeten Zusammensetzungen wie „Mundart“ und „Mundwasser“, die aber noch nicht Sprachgut des ganzen Volkes sind, hat es wieder eindringen können. „Dr Mund“ ist also für uns schlechterdings kein berndeutsches Wort, und wer es dennoch brauchte, spräche für jedes natürlich empfindende Ohr geziert und unecht. Daß dieser Teil des Kopfes in unserer Mundart bei Mensch und Tier gleichermaßen als „Muul“ bezeichnet wird, — daneben gibt es ja noch mehrere häufig verwendete, nur dem Tier zukommende Ausdrücke — ist doch nichts Schlimmes.

Wollte man nun für den Menschen in der Sprache unserer gebildeteren, gesitteteren Kreise den Ausdruck „Mund“ der Hochsprache als höflicher klingend einführen, „Muul“ aber weiterhin nur für stumpfere Ohren und Herzen im Gebrauch lassen, so hätte dies ganz unerfreuliche und unerwünschte Folgen. Das hieße doch nichts anderes, als daß gewisse bis anhin vollgültige, allein gebräuchliche Wörter der Mundart im Grunde für vornehmere Leute zu wenig fein seien und deshalb besser durch den hochdeutschen Ausdruck ersetzt würden. Damit würde grundsätzlich die Mundart im Vergleich zur Hochsprache als weniger kultiviert, ja gewissermaßen als grobianisch gewertet. Dieser ärgerlichen Auffassung begegnet man leider sonst schon häufig genug, z. B. wenn man in einem Geschäft ein Halbpfund „Hamme“ verlangt und die Verkäuferin, den Auftrag wiederholend, mit Betonung „Schinke“ sagt, oder wenn uns ein Ladenmädchen „Nidle“ in „Rahm“, „Strähl“ in „Ramm“ und dergleichen mehr glaubt verbessern zu müssen. Solche hochdeutsche Ersatzwörter, die gebildeter tönen sollen, sind und bleiben aber Fremdlinge in unserer gewachsenen bernischen Volkssprache, und wer auf sein Volkstum etwas hält, der widersteht sich standhaft ihrem Eindringen. Und wenn er sie in zusammengesetzten Neubildungen für neue Dinge auch durchgehen lassen muß und vielleicht selber einmal „es Schinkebrot“ oder „es Rahmhäskli“ bestellt und „es Chleid us Rammgarn“ kauft, so bleibt er sich doch stets mehr oder weniger deutlich der Nichtbodenständigkeit solcher Ausdrücke bewußt und bestreitet den einfachen Wörtern Schinken, Rahm, Ramm usw. das Lebensrecht in seiner angestammten Sprache.

Angenommen „Mund“ würde wirklich bei vornehmern Leuten das altgewohnte Wort „Muul“ verdrängen: Was sollte dann, wenn man von oder zu seinen Damen oder Bundesräten spricht, aus all den recht häufig

gebrauchten Redensarten wie: „Er isch nid ufs Muul gfallt“; „si weiß ired Muul z'bruche“; „er het mer ds Muul nid möge gönne“ usw. werden? Alle diese kräftigen alten Wendungen kämen in ein schiefes Licht, besser gesagt, bekämen einen falschen Ton, wenn Muul nur noch in derber Sprache geduldet wäre. Ihnen aber einen „gepflegteren“ Klang zu geben, indem man „Muul“ durch „Mund“ ersetzte, wäre ein unmögliches Unterfangen, wie jeder Versuch schlagend beweist.

Also bleibt, wenigstens für uns Berner, doch wohl keine andere Wahl, als den wohlgemeinten Rat, in besserer Gesellschaft nicht mehr vom „Muul“, sondern vom „Mund“ zu sprechen und durch diesen unterschiedlichen Gebrauch einen Kulturfortschritt zu gewinnen, dankend, aber entschlossen abzuweichen. Die Äußerungen von Prof. Dieth und Dr. Guggenbühl zeigen, daß auch in nichtbernerischen, dem Einfluß der Hochsprache stärker ausgesetzten Gebieten der deutschen Schweiz das Verlangen nach dieser Neuerung nicht als berechtigt empfunden und anerkannt wird.

Sollten aber Zahnärzte in unsern größern Städten wirklich in Sorge sein, mit dem alten schweizerdeutschen „Muul“ einen Teil ihrer Kundschaft zu beleidigen, so mögen sie schließlich das hochdeutsche Wort „Mund“ als besondern Fachausdruck, deren ihre Sprache ja notgedrungen auch sonst manche enthält, in Anspruch nehmen. Am einfachsten jedoch könnten sie jede Schwierigkeit vermeiden, wenn sie kurzerhand auf das eine wie das andere dieser Wörter verzichteten. Weder die freundliche Einladung: „Bitte ufmake“ noch die tröstliche abschließende Verkündigung: „Tez chönnet der wider zuemache“ würden von dem, den es angeht, je in ihrer Bedeutung verkannt werden.

D. B.

Nachwort des Schriftleiters. Offenbar ist das Wort „Muul“ im bernischen Sprachgefühl noch stärker verwurzelt als im zürcherischen oder überhaupt im ostschweizerischen. Das ist an sich erfreulich und ein neuer Beweis für die altbekannte Tatsache, daß der Berner, auch der Stadtberner, bodenständiger ist. (Der Ostschweizer nennt es gerne: rückständiger). Ein Zweifel daran, daß „Mund“ für sich allein im Berndeutschen „überhaupt jemals allgemein gebräuchlich“ gewesen sei, scheint uns aber doch nicht berechtigt. Von den von uns angeführten, dem Idiotikon entnommenen Zusammensetzungen, Ableitungen und Redensarten stammen einige gerade aus Bern, z. T. vom Oberland, z. T. aus dem 16. Jahrh., wo noch kein so starker Einfluß der Schriftsprache anzunehmen ist wie heute. Schon einzig das reizende „Mündsch“¹, das die Ostschweiz nicht kennt, ist gar nicht denkbar ohne „Mund“, und es hat sich selber noch weiter entwickelt. Bei Gottshelf findet jemand, „es mache nichts so durstig als das Müntschlen“; ein bernisches Pfänderspiel heißt „Nunne-Müntsch“ (Ruß durch ein Gitter). Und auch heute lebt es nicht „einzig in neugebildeten Zusammensetzungen, die aber noch nicht Sprachgut des ganzen Volkes sind“. Das ist ja richtig: die Mundharmonika heißt schweizerdeutsch „Muulorgle“, und wenn die alten Schweizer noch kein Mundwasser kannten, so hätten es die neuen, als es in den Handel kam, schon zu „Muulwasser“ umtaufen können. Aber die Kinderkrankheit „Muulfüüli“ hat D. B. selber schon „Mundfüüli“ genannt, als er sagte, es gebe dagegen kein besseres Mittel als Honig. Wörter wie: mundgerecht, mundtot, Mundvorrat, Mundportion, Mundraub gehören in der Tat nicht der volkstümlichen Sprache an, aber diese Sprache sollte sich auch entwickeln, ihr Wortschatz sich vermehren dürfen, und wie sollte sie dann sagen statt „Mundart“? Etwa „Muulart“? „Mundart“ ist ja heute wohl noch weniger häufig und doch besseres Schweizerdeutsch als „Dialäkt“. Daneben gibt es noch mehr alteingebürgerte Zusammen-

* Zum Beitrag „Muul oder Mund?“ in Nr. 11 des Jahrg. 1941.

setzungen, als wir das letztemal erwähnt. Gotthelf erzählt von einer Gemeinderatsitzung: „Es war jedermann eigentlich nichts als das Mundloch (Sprachrohr) seiner Frau und hatte seine bestimmten Instruktionen.“ Wenn man findet, diese literarische Stelle beweise nichts für die Volkstümlichkeit des Wortes, so sind doch wohl die volkstümlichen Übertragungen auf Dinge des einfachsten Haushaltes beweiskräftig genug, so auf das Mundloch eines Gefäßes (1563) oder das runde Loch im Sitzbrett eines Kinderstühlchens oder Nachstuhls (16. Jahrh.) oder für das Ofenloch (1540). „Mundstück“ heißt nicht erst seit heute der Teil eines Blasinstrumentes, sondern schon 1484 erhielt zu Baden ein Burgwächter „umb ein mundstück“ etwas über 6 Schilling. Die Redewendung „e guets Mundstück ha“ wird im Idiotikon nicht nur aus neun Kantonen (darunter Bern und Basel) „und weiterhin“ bezeugt, sondern es ist auch schon in einer schweizerischen Sprichwörterammlung von 1692 enthalten; in Friedlis „Bärndütsch“ (!) ist zu lesen, wer mit seinem Handel vor den Richter wolle, „nimmt no eis“ um „d's Mundstück z' salbe“, und der Basler Breitenstein erzählt schon 1860, ein gewisses Häselibäbi habe „ein Mundstück wie eine Mühle“. Auch der Teil eines Trinkgefäßes konnte schon 1559 so heißen, ferner das Gebiß am Pferdezaum (1694), das Wendrohr des Feuereschlauches (Prätigau) und die Mündung eines Geschützes (1591). — Andererseits sind, wie aus der Entgegnung hervorgeht, auch in Bern Wörter wie Hamme, Nidle und Strähl bereits ins Wanken geraten und in Gefahr, von Schinken, Rahm und Ramm verdrängt zu werden. In diesen Fällen bedeuten aber die hochdeutschen Wörter nicht die geringste Bereicherung: Schinken ist genau dasselbe wie Hamme, Rahm unterscheidet sich nicht von Nidle, und ein Ramm sieht genau so aus wie ein Strähl. Ein Tiermaul aber und ein menschlicher Mund sind nun einmal tatsächlich, schon rein äußerlich und für unser Gefühl, sehr verschiedene Dinge. Wenn sie im Schweizerdeutschen mit demselben Worte bezeichnet werden, so ist das ja in der Tat „nichts Schlimmes“; wenn sie aber unterschieden werden, ist das gewiß auch „nichts Schlimmes“, und da das mit einem altschweizerischen, in etwa zwei Duzend Ableitungen, Zusammensetzungen und Redensarten noch erhaltenen Wort möglich ist, so bedeutet das eine nicht gerade notwendige, aber doch berechnete Bereicherung unserer Ausdrucksmittel. Das Wort „Mund“ allein wird die Mundart nicht in den Geruch des Grobianischen bringen; das geschieht durch eine Unmenge anderer Wörter und Wendungen, die vor den mundartlichen nicht den geringsten Vorteil aufweisen können. Der Zürcher Zahnarzt muß nun einmal damit rechnen, daß das Wort „Muul“ von vielen Patienten und namentlich Patientinnen als unhöflich empfunden würde; das ist eine sprachliche Tatsache, und daß er es trotzdem wagen sollte, um gewisse trübe alte Redensarten am Leben zu erhalten, kann man von ihm nicht verlangen. Otto v. Greyerz, der sich in seinem köstlichen Lustspiel über das neubernische „Hei Si, wei Si, cheu Si“ lustig gemacht hat, hat in seiner Glarisegger Zeit beobachtet, daß seine berndeutsche Anrede mit „Ihr“ in der Ostschweiz manchmal verstimmt habe, „und das mag man doch nicht“, hat er dazu gesagt. Er hat also doch auch mit der sprachlichen Tatsache gerechnet. Es ist aber auch nicht zu fürchten, daß fest eingemurzelte Redensarten so leicht ent wurzelt werden. (Die Redensart vom Feuser und vom Weggli ist immer noch lebendig, obschon die Weggli jetzt längst einen Zehner kosten und so klein geworden sind, daß man zwei nehmen muß). In Redensarten und auf eine Drittperson bezogen, klingt „Muul“ auch dem Ostschweizer Zahnarzt nicht so derb wie in der unmittelbaren Anrede gegenüber einem „lebenden Objekt“,

besonders einem weiblichen. Und schließlich: Wir haben nicht „den Rat gegeben“, „in besserer Gesellschaft ‚Mund‘ zu sagen“, sondern in der Hauptsache nur die Zahn- und andern Ärzte in Schutz genommen, wenn sie das tun. Sie sind es ja vor allem, die diesen Gesichtsteil nennen müssen, und wenn es bei ihnen ein Fachausdruck bleibt, haben wir auch nichts dagegen. Richtig und klug, wenn auch nicht gerade tapfer ist es, wenn sie das Wort „in beiderlei Gestalt“ vermeiden; so werden sie weder der Mundart noch dem Patienten weh tun.

Briefkasten.

A. A., A. In der Postordnung heißt es also: „Sendungen der nachstehend aufgeführten Arten . . . werden . . . zuschlagsfrei angenommen . . . : zusammengelegte Liegestühle und Skier, Stöcke, Skistöcke und Peitschen“. Sie möchten nun wissen, ob die Beifügung „zusammengelegte“ nur für die Liegestühle oder auch für die Skier gelte und ob in diesem Falle nach „Skier“ nicht wenigstens ein Strichpunkt oder ein Wort wie „ferner“ oder „sowie“ einzuschreiben wäre. Gewiß gilt bei der amtlichen Wortstellung, wie der französische Wortlaut beweist, die Beifügung „zusammengelegte“ nicht nur für die Liegestühle, sondern auch für die Skier, sonst wären diese nicht durch „und“ mit den Liegestühlen verbunden. Deutlicher wäre es allerdings, aber nicht notwendig, wenn man nach „Skier“ mit „ferner“ oder „sowie“ fortführe, aber ein Strichpunkt hätte keinen Sinn. Eine weitere Verbesserung wäre „Ski- und andere Stöcke, sowie Peitschen“; so müßte man nicht zweimal sagen „Stöcke“, und die Skistöcke kämen näher an die Skier heran, zu denen sie ja gehören.

H. S., G. Woher das Wort „Brattig“ für Kalender komme? „Brattig“ ist mundartlich für „Praktik“, und dieses bedeutet daselbe wie Praxis, d. h. die Ausübung einer Tätigkeit. Die Tätigkeit des Bauern richtet sich nach dem Wetter; deshalb nannten die alten Kalendermacher Praktik die Wetterprophetie, die Witterungslehre, und da dieser Teil dem Bauern der wichtigste war, ging der Name auf den ganzen Kalender über.

A. B., B. Wir danken bestens für die sachmännische Belehrung, daß nach dem Sprachgebrauch der Rechtskundigen ein Gericht mit einer Sache „befaßt“, d. h. beschäftigt, beauftragt werden kann. In diesem Falle ist natürlich der in Nr. 1 getadelte Ausdruck „das mit der Sache befaßte Gericht“ durchaus richtig. Der Fachausdruck war uns unbekannt.

P. B., J. Die Schöpferin des Wortes „Mitkollege“, die wir in Nr. 1 ein wenig am herzigen Ohrchen gezupft haben, mag, weil sie viel mit Lehrern zu tun hat, das Wort „Kollege“ in der Tat für sozusagen gleichbedeutend mit „Lehrer“ gehalten haben. Aber sie mußte doch auch wissen, daß nicht nur Lehrer sich gegenseitig so nennen, sondern auch Pfarrer, Ärzte, Juristen, Beamte innerhalb derselben Berufsklasse. Und in den letzten Jahrzehnten hat sich die Bedeutung des Wortes im Volk ja von diesen geistigen Berufen aus sehr erweitert auf alle möglichen andern; heute sprechen auch Schneidergesellen oder Haarschneider von ihren „Kollegen“; sogar von „Militärkollegen“ hört man schon sprechen, und bald singt man wohl: „Ich hatt' einen Militärkollegen, einen bessern findst du nit“. Um so „merkwürdiger“ ist die Verengerung auf den Lehrer. Ebenso sinnvoll wie „Mitkollege“ ist übrigens „Nebenkollege“, was man noch häufiger hört. Der Fall „Miteidgenosse“ ist in der Tat ähnlich, und doch wieder anders. Gewiß kann man nur Genosse sein, wenn man mit einem andern geht oder steht; „Genosse“ und „mit“ drücken dieselbe Vorstellung aus, und man kann das Wort ansprechen, aber auch rechtfertigen. Denn bei „Eidgenosse“ ist tatsächlich eingetreten, was bei „Kollege“ noch nicht erreicht ist: das Wort hat sich eingeschränkt auf den Schweizer. Die alten Schweizer nannten sich ja immer Eidgenossen und nicht Schweizer; so nannten sie ihre Feinde, die Österreicher, und wollten sie damit beschimpfen. Tritt nun ein Eidgenosse (= Schweizer) zum andern, so ist er eben sein Miteidgenosse, wie man Mitbürger oder Mitarbeiter wird.

Allerlei.

Schwere Sprache. Eine Geschäftsinhaberin lud einige Geschäftsfreunde zum Mittagessen in ein „Französisches Restaurant“ ein. Als das Essen vorbei war, erschien es ihr peinlich, vor den Herren die Rechnung zu bezahlen. Sie flüsterte daher dem Kellner ins Ohr: „L'addition, s'il vous plaît.“ Der Kellner aber erwiderte: „Im untern Stockwerk, linkerhand bitte.“
(Aus „Readers Digest“.)